



131

Alltag und Repräsentation

131 · Meisterprüfung der Schneider im Landgericht Kranzberg

1612

Öl auf Leinwand, H. 126,5 cm, B. 181,5 cm

GNM, HB 21802

Die 1612 datierte Interieur-Szene zeigt im Hintergrund vier Männer an einem Tisch. Aufgeschlagene Bücher, eine Sanduhr sowie die Mitschrift des Linken deuten eine offizielle Sitzung an. Im Vordergrund unterhalten sich rechts fünf Herren, links stehen

und sitzen sechs weitere um einen großen Schneidertisch. Einer von ihnen – im Gegensatz zu den anderen bartlos und daher jünger – schneidet darauf Kleidung zu. Neben der Stoffbahn liegen verschiedene Werkzeuge und Kleidungsstücke: eine Schere, zwei Ellen, Kreide, eine Hose, ein Wams und ein Hut. Ein Glas und zwei Brötchen sorgen für das leibliche Wohl.

Der Inschrift zufolge wurde die „Taffel“ mit Bewilligung des Pflegverwalters Scipio Gadtmaier vom Schneiderhandwerk des Landgerichts Kranzberg sowie von dessen Zunftmeister Thomas Wesstermayr aus Schmithausen samt seiner „zugesetzte[n] Vierer“ in Auftrag gegeben. Sie sollte angehende Schneidermeister ermahnen, sich bei

der Ausübung ihrer Profession nach den Zehn Geboten sowie der Handwerksordnung zu richten und weder Kunden noch andere Meister zu betrügen. Sitz des Landgerichts Kranzberg war das gleichnamige Dorf westlich von Freising. Die Szene könnte im dortigen, noch erhaltenen Gerichtsgebäude spielen. Die Bildunterschrift sowie die Jugend des Zuschneidenden lassen als Motiv eine Meisterprüfung vermuten. Im Vordergrund scheinen Meister der Schneiderzunft, darunter auch der Zunftmeister, und die sogenannten „Vierer“, möglicherweise die gleichnamigen Dorfobersten oder weitere Zunftvorsteher, dargestellt zu sein. Bei dem Mann in Frontalansicht am hinteren Tisch handelt es sich wohl um den er-



132

wähnten Gadtmaier, der zwischen 1602 und 1632 Kranzbergischer Pflegverwalter war. Er ist auch auf einem zweiten 1612 von ihm beauftragten Gemälde zu sehen, das eine Sitzung des Landgerichts zeigt (GNM, HB 21791). Inwiefern das Gemälde die historische Realität wiedergibt ist fraglich, da ihm vorrangig eine ermahrende und gleichzeitig repräsentative Funktion zukam. AKe

Lit.: Unveröffentlicht. – Weiterführend: Prechtl 1893, S. 1, 35. – Henker 1992, S. 94 – 95, Nr. 60 (zu HB 21791). – Freundliche Auskunft von Alfons Berger, Archivar, Gemeindearchiv Kranzberg.

132 · Drei Scheren

a) Bügelschere
16./17. Jh.
Eisen, geschmiedet,
L. 10 cm, B. 2,7 cm, H. 1 cm

b) Bügelschere
16./17. Jh.
Eisen, geschmiedet,
L. 14,5 cm, B. 4 cm, H. 1 cm

c) Gelenkschere
16./17. Jh.
Eisen, geschmiedet,
L. 22 cm, B. 5 cm, H. 1 cm

Bremen, Landesarchäologie, 220/Alt

Typologisch handelt es sich bei den Bremer Funden um zwei Bügelscheren und eine Gelenkschere. Namensgebend für erstere ist der federnde Bügel, der die Scherblätter verbindet. Die nur noch zur Hälfte erhaltenen Bremer Exemplare zeichnen sich durch eine omega-förmige Endung aus, in die in einem Fall ein Metallstreifen als zusätzliche Feder eingelassen ist. In die Scherblätter sind s-förmige Meistermarken eingeschlagen. Gelenkscheren bestehen aus zwei separaten Teilen, die um einen Drehpunkt gegeneinander beweglich sind. Jene aus Bremen besitzt gerade, partiell gedrehte Halme, ringförmige Griffe, die Augen, und lange, schmale, spitz zulaufende Scherblätter, die beide mit Meistermarken in Form eines Sterns und einer Zange punziert sind.

Die Herstellung von Bügelscheren wurde mit dem Aufkommen schmiedbarer Kupferlegierungen im 1. Jahrtausend v. Chr. möglich. Gelenkscheren sind seit der Römerzeit sicher belegt, verbreiteten sich jedoch erst ab dem 14. Jahrhundert zunehmend und setzten sich schließlich in den meisten Bereichen durch. In den Nürnberger Hausbüchern der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung finden sich kleine Bügelscheren bei Beutlern, Tuchhändlern oder Tuchmachern noch im 16./17. Jahrhundert. Dagegen werden Schneider bereits im 15. Jahrhundert stets mit Gelenkscheren dargestellt. Letztere zeigen die für Schneiderscheren charakteristischen breiten Scherblätter mit gerundetem Rücken. Daneben gab es den langen, schmalen Universalscherentypus, zu dem wohl auch die Bremer Gelenkschere zählt. Ebenso wie die Bügelschere war dieser im Handwerk und in der Hauswirtschaft multifunktional einsetzbar, unter anderem zur Kleiderreparatur. AKe

Lit.: Zwick 2008, S. 179, Abb. 25, Nr. 7 – 9. – Weiterführend: Haedecke 1998, S. 16, 17, 19, 26 – 27, 36 – 40, 49. – Stadtbibliothek Nürnberg, Hausbücher der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung, Bd. I: 1426 – 1549 (Amb. 317, 2°), Bd. II: 1550 – 1791 (Amb. 317b, 2°). URL: <http://www.nuernberger-hausbuecher.de/> [15.09.2015]. – Heege/Steppuhn 2002, S. 292.



133

133 · Nadeln und Fingerhüte

a) Nadeln, 17. Jh.
Eisen (Nähnadeln), Kupferlegierung
(Stecknadeln), L. 4,1 cm bzw. 1,9 – 2,9 cm

b) Zwei Fingerhüte und ein Nähring
17. Jh., Messing, H. 1,0 – 1,7 cm

Bremen, Landesarchäologie,
226/Alt, 253/Alt

Zu den Bremer Grabungsfunden zählen auch Werkzeuge für das Textilhandwerk aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, unter anderem zahlreiche Fingerhüte sowie Näh- und Stecknadeln. Nadlerwerkstätten sind seit dem Spätmittelalter in den meisten größeren deutschen Städten belegt. In der Regel wurden Steck- und Nähnadeln von einem Handwerk gefertigt, in Nürnberg hingegen von zweien, den Stecknadlern und Heftleinmachern einerseits, und den Nähnadlern und Fischangelmachern andererseits.

Ausgangsmaterial für die Nadeln war Draht, bei Nähnadeln Eisen- oder Stahl-, bei Stecknadeln vorwiegend Messingdraht. Dieser wurde in Stücke von doppelter Schaftlänge geschnitten, die man an beiden Enden anspitzte und mittig auseinander schnitt. Bei Nähnadeln wurde anschließend das stumpfe Schaftende mit dem Hammer plattgeschlagen und das Nadelöhr mit dem Meißel eingebracht. Bei Stecknadeln schlug man stattdessen den Nadelkopf auf, der aus einem spiralförmig aufgewickelten Draht bestand.

Fingerhüte aus Metall sind bereits seit der Antike bekannt. Bis ins 16. Jahrhundert wurden sie aus Bronze oder Messing in Formen gegossen, glatt gedreht und mit Hilfe eines Bohrers die Lochung auf der Außenseite angebracht. Eine ähnliche Nähhilfe war der sogenannte Nähring, ein bandförmiger, oben offener Fingerhut, mit dem die Nadel seitlich durch den Stoff geschoben wurde. Sowohl metallene Fingerhüte als

auch Nähringe besaßen Vorläufer aus Leder. Führend auf dem Gebiet der Fingerhütherstellung waren Nürnberger Fingerhüter, die um 1530, nach der Entdeckung eines reineren, besser zu bearbeitenden Messings, ihre Produkte im Tiefziehverfahren herstellten. Dabei wurden dünne, runde Messingblechscheiben in eine Form geschlagen, hinterher die Lochung und auch Ornamente einpunziert. Nürnberg hatte bis ins 18. Jahrhundert das Monopol auf diese Art der Fingerhütherstellung. BS/AKe

Lit: Bishop: Werften 2005 – 2008, S. 107. – Weiterführend zu Nadeln: Aagard 1990, S. 172 – 174. – Pietsch 2008, S. 64 – 65. – Zu Fingerhüten: Eig Müller/Lauterbach 2014, S. 9, 27. – McConnel 1995, S. 8, 21 – 22. – Greif 1983, S. 11 – 44. – Zum Nähring: Atzbach/Ericsson 2011, S. 144, Abb. 31 (mit Vergleichsstück aus Kempten).



134

134 · Tuchplombe

Bremen (?), 1610
 Bleilegierung, Dm. 5,5 cm, H. 0,7 cm
 Bremen, Landesarchäologie, 253/Alt

Seit dem späten 13. Jahrhundert belegten Tuchplomben die Qualitätskontrolle von Geweben. Der Tuchmacher, Färber oder der „Staelverwalter“ in Bremen brachte sie mit einer Zange an den Webkanten an. Die große Bremer Textilplombe mit dem Schriftzug „BREMER ADRHALB STAEL 1575“ trägt auf der anderen Seite das Bremer Stadtwappen mit einem steigenden Löwen und die Jahreszahl „1610“ in einer kleinen Kartusche. Sie war an einem englischen Wolltuch befestigt, das 1610 in Bremen nach den Qualitätsvorschriften von 1575 mit Waidblau gefärbt wurde. Die Länge des Tuchballens ist auf der Plombe durch einen Strichcode und mit kreisförmigen Eindrücken angezeigt. DB



135

Lit.: *Bischof/Hittinger 2005 – 2008*, S. 180 – 181, 184 – 185. – *Bischof: Tuchplomben 2012*, S. 60.

135 · Glättstein

Anfang 17. Jh.
 Glas, Dm. 9 cm
 Bremen, Landesarchäologie

In einem Streufund im Bremer Stadtgraben nördlich des Stephaniviertels kam der Glättstein 2013 zusammen mit anderen Schneiderutensilien zutage und war daher vermutlich auch in einer Schneiderwerkstatt im Gebrauch. Das bräunlich-grüne Glas ist im Erdboden stark korrodiert. Die Oberseite zeigt noch den Ansatz des Glasmacherwerkzeugs, die glatte Oberfläche der runden Unterseite wurde zum Glätten von Textilien genutzt. Glättsteine aus Glas sind in größeren Mengen seit dem frühen Mittelalter, vor allem aus Westskandinavien und dem nord-

westlichen Mitteleuropa überliefert. Sie konnten nicht nur zum Glätten insbesondere von Säumen, Manschetten, Kragen oder Strümpfen verwendet werden, sondern auch um einen Stoff glänzend zu reiben, wie es das Frauenzimmer-Lexicon von 1715 beschreibt: „Glaetten-Waesche, Heisset das weißgewaschene klare Zeug statt der Rolle oder Platte mit einem runden Steine vom Glaß, glatt und spiegelnd reiben.“ Außerdem konnte mit dem Glättstein Wachs in ein Gewebe eingearbeitet und dieses so imprägniert werden. AKr

Lit.: *Unveröffentlicht*. – *Weiterführend: Corvinus 1715*, Sp. 671. – *Steppuhn 1999*.



136

136 · Zuschnitte für ein Turnierwams

1615

Leder, sämisch gegerbt,

Seiden-, Gold- und Silberstickerei,

Leinenfutter, L. 53 cm

Stockholm, Livrustkammaren, 20607

Die königliche Leibrüstkammer in Stockholm bewahrt zehn zugeschnittene Lederwämser, die nie zusammengenäht wurden. Sie waren für ein Schauturnier anlässlich der Hochzeit der Halbschwester des schwedischen Königs Gustav II. Adolf, Prinzessin

Katharina Wasa, mit Pfalzgraf Johann Casimir von Zweibrücken am 11. Juni 1615 bestellt worden. Da die für jedes Wams mit einem anderen Muster bestickten Zuschnitte, die offenbar in der Hofschneiderei zusammengenäht werden sollten, jedoch erst am 27. Juli eintrafen, benötigte man sie nicht mehr und sie blieben unfertig liegen.

Für die historische Kleidungsforschung ist die Bewahrung dieser Oberteile ein seltener Glücksfall. Eines davon ist in der Ausstellung zu sehen. Wie bei keinem genähten Oberteil sind Vorderteile, Rückenteil, Ober- und Unterärmel, Schulterstreifen, Schöße

und Kragen in ihren Zuschnitten erkennbar. Zudem geben sie Einblick in die Fertigungsschritte, indem die Einzelteile zunächst – hier von externen Stickern – bestickt und dann in der Schneiderei zusammengenäht wurden. Für das Muster orientierte man sich an zeitgenössischen Webdekoren. Die Struktur gibt ein aus Ranken, Vierblattformen und Maureskenmotiven gebildetes Rautennetz vor. In die Felder sind dreiblättrige, nach rechts gewandte Blütenstängel eingestellt. An einigen Stellen wird die Vorzeichnung aus brauner Tinte sichtbar. JZS

Lit.: *Ausst.Kat. Stockholm 2002*, S. 54–59,
306–308.

137 · Seidengewebe mit Schlitzmuster

Italien, Ende 16. Jh.
Seide, gelb (ursprünglich grün),
Atlasbindung, H. 101 cm, B. 21,5 cm,
Rapport Schlitzmuster H. 6 cm, B. 5–6 cm
München, Bayerisches Nationalmuseum,
T 4090

Der Gewebestreifen wird an drei Seiten von Schnittkanten begrenzt; an einer Längsseite ist die originale, lachsfarbene Webkante mit einem mittleren, weißen Streifen erhalten. Bis auf einen schmalen Rand entlang der Webkante ist in den gelben, ehemals wohl grünen Seidenatlas ein regelmäßiges Schlitzmuster eingeschlagen, das mit einem Rautennetz und in die Felder eingestellten Quadraten eine verbreitete Grundstruktur zeitgenössischer Webmuster aufgreift. Das Muster ist hier jedoch weder eingewebt noch aufgestickt, sondern mit Schlitzern unterschiedlicher Länge in den Stoff eingeschnitten. Bei den einander im rechten Winkel kreuzenden Diagonalen wechseln paarweise Einschnitte von 0,6 bis 0,8 cm Länge mit aus drei Dreierreihen punktförmiger Schnitte gebildeten Quadraten. Ein Punktquadrat bildet zudem die Mitte jeder Raute. Ein goldgelber Atlas mit einem sehr ähnlichen Muster aus sich kreuzenden Reihen gleichmäßig gereihter Schlitzreihen und in die Rauten eingestellter, gepunkteter Quadrate ist beim Grabkleid der Pfalzgräfin Dorothea Sabina aus der Lauinger Fürstengruft als Futter der Hängeärmel verarbeitet (München, Bayerisches Nationalmuseum).

Die Schlitzreihen unterschiedlicher Länge und Anordnung wurden mit Spezialwerkzeugen in das Gewebe geschlagen. Zeitgenössische Quellen sprechen vom „Zerhauen“ oder „Zerhacken“ der Stoffe. Ein französischer Text von 1600 führt über die dazu verwendeten „Eisen“ (vgl. Kat. 138) aus: „Pour découper il faut des fers de plusieurs sortes ..., un mouchetoir pour moucheter, ce qui se fait quasi comme une croix de saint Antoine, des taillades à dents de scie et aut-



137 Detail

res d'autres façons“ (Aribaud, S. 155). Die Schnittländer blieben in allen Fällen offen und haben hier wie bei den meisten verarbeiteten geschlitzten Stoffen die Jahrhunderte erstaunlich gut überdauert. JZS

Lit.: *Borkopp 2002*, S. 56–57, Nr. 17. – Weiterführend: *Arnold 1975*. – *Aribaud 2006*. – *Zum Grabkleid Lauingen: Stolleis 1977*, S. 63–66, Abb. 24.

138 · Fünf Meißel zur Bearbeitung von Textilien

Italien, 17./18. Jahrhundert
Eisen, geschmiedet, geschnitten,
gedreht, gebohrt, graviert

a) M. 194-1927
L. 9,2 cm, B. 2,1 cm, T. 1,2 cm

b) M. 200-1927
L. 8 cm, B. 2,2 cm, T. 0,7 cm

c) M. 197-1927
L. 8,6 cm, B. 2,2 cm, T. 1,5 cm

d) M. 198-1927
L. 7,6 cm, B. 1,6 cm, T. 0,9 cm

e) M. 195-1927
L. 9,1 cm, B. 1,4 cm, T. 2 cm

London, Victoria & Albert Museum,
Geschenk Dr. W.L. Hildburgh, FSA

Meißel dienten allen möglichen Handwerken zum Bearbeiten und Durchtrennen nicht nur von harten, sondern auch von nachgiebigen, weichen Materialien. Beispielsweise schlug der Handschuhmacher Knopflöcher von exakt gleichbleibender Länge mit einem scharfschneidigen „Knopflöcher-Meißel“ oder „Knopfloch-Eisen“ in

das Leder. Beschreibungen solcher Werkzeuge liegen zwar erst in der enzyklopädischen Literatur um 1800 vor, gehen aber auf die über Generationen ausgeübte handwerkliche Praxis zurück. Die experimentelle Nachbildung frühneuzeitlicher Kleidung legt die Annahme nahe, dass meißelartige Instrumente wie die hier gezeigten auch in der Schneiderei zur Anwendung kamen, und zwar dort, wo eine Vielzahl gleichmäßiger Öffnungen im Textil herzustellen war. Man kann daher davon ausgehen, dass auch die Schlitzmuster des 16. und 17. Jahrhunderts („gehackte“ Stoffe) mit Hilfe solcher Instrumente gefertigt wurden.

Die relativ aufwendige Ausgestaltung eines Teils der Werkzeuge muss nicht nur dekorativen Zwecken gedient haben. Auffallend sind die Vielzahl an Durchbohrungen und die gekurvten Außenränder. Denkbar ist, dass sie auch als Schablonen dienten, mit deren Hilfe man Markierungen setzte. Auf diese Weise konnten beispielsweise rasch und zuverlässig gleichbleibende Abstände zwischen den Löchern erzielt werden. RS

Lit.: Arnold 1988, S. 187. – North/Tiramani 2012, S. 20, 39. – Weiterführend: Arnold 1975.



138

139 · Silberner Fingerhut

Nürnberg (?), datiert 1573
Silber, vergoldet, getrieben, punziert, graviert; Glas, tiefgeschnitten, poliert; Amelierung, H. 2 cm, Dm. unten 1,4 cm
GNM, T 5659, Leihgabe der Friedrich von Praun'schen Familienstiftung

Die Wandung des Fingerhutes ist mit einem Ornamentband aus Rauten und Punkten sowie einem Fries aus Medaillons mit gekrönten Köpfen im Profil und einer Glocke zwischen floralen Motiven verziert. Am Rand sind die Initialen „F.H. – F.A.“, getrennt durch ein Herz, und die Jahreszahl „1573“ eingraviert. Auf der Krone ist unter Glas ein goldfarbendes Wappen mit drei Vergißmeinnicht-Blüten auf rotem Grund und den Buchstaben „VMN“, der Abkürzung für „Vergiß Mein Nicht“, sowie der Jahreszahl 1573 angebracht. Vermutlich besaß der Fingerhut ursprünglich eine punzierte Haube, die das darunterliegende Glas mit dem Wappenschild schützen sollte.

Im späten 16. Jahrhundert wurde es modern, Fingerhüte vor allem aus wertvollen Materialien zu verschenken. Sinnsprüche wie „Herzliche Lieb scheid sich nie“, „Allein



139

mein – oder laß sein“ und „VMN“ oder „VGMN“ beschworen ewige Liebe und Treue; sie deuten darauf hin, dass Fingerhüte oftmals ein Verlobungs- oder Hochzeitsgeschenk an die Braut von ihrem zukünftigen Mann waren. Anstatt eines Schildes mit Vergißmeinnicht-Blumen finden sich auch Allianzwapen und stilisierte Porträts unter Bergkristall oder Glas auf einigen der wenigen erhaltenen Renaissance-Fingerhüte aus Silber. BS

Lit.: Fingerhut 1967. – Weiterführend: Rohde 1925. – Holmes 1980. – Greif 1983. – Rogers 1986. – Rapp 1987.

140 · Becher des Schneiderhandwerks

a) Elias Lencker, Nürnberg, dat. 1586
Silber, vergoldet, getrieben, ziseliert, punziert, gegossen, geätzt; Glas, Amelierung, H. 24,1 cm, Dm. 11,5 cm
GNM, HG 8384, Leihgabe der Stadt Nürnberg seit etwa 1927

b) Galvanoplastische Kopie des Bechers
des Schneiderhandwerks, 1876
Kupfergalvano, punziert, vergoldet,
Kupferlegierung gegossen, vergoldet,
H. mit Deckel 24,3 cm, Dm. 11,5 cm
GNM, LGA 4113, Gewerbemuseum im
Germanischen Nationalmuseum,
Leihgabe des Freistaats Bayern
Siehe Abb. auf S. 210

1586 stifteten die Brüder Heinrich, Georg und Hieronymus Gewandschneider dem Nürnberger Schneiderhandwerk einen silbervergoldeten Becher. Er ist eine genaue, vergrößerte Nachbildung eines Fingerhuts, wie sie in Nürnberg zu dieser Zeit überwiegend aus Messing hergestellt wurden. Die Wandung zieren im oberen Teil geätzte Ornamentbänder aus Rosetten, Zacken und Herzen, der untere Teil und der gerundete Boden sind gleichmäßig punziert. Unterhalb des Lippenrandes befindet sich die dreizeilige Stifterinschrift „Heinrich, Georg, vnnnd Jeronimus/Gewandschneider gebrueder, Onverdrus,/Das schneiderhandwerck hie verehrn,/Mit diesem geschirr Freundschaft zu vermehrn,/Zu guter dechnus, an Ir Zech,/Lasts vmbher gehn, seit nit zu frech,/Herr Balthaser Stockhamer, Im Rhat,/Vnnd vier genandten dieser statt,/Als Linhart Drechsel, Christof Mon,/Hans Krug, Georg Schraivogel, die han,/Domals dem handtwerck gwonet bey,/Got stets mit gnaden bei vns, Anno 1586“.

Den Deckel schmücken drei Medaillons mit Scheren, umgeben von Schweifwerk und Fruchtbündeln. Der Knauf wird bekrönt von einem Putto mit einer Nadel, die ehemals zugehörige Schere ist verloren. Um den Deckelrand lautet die Inschrift: „Die geschworene Maister Hanß Krauß Jerg Schreivogel Jerg Schmidt Christoff Zeiß 1586“. Im Deckelinneren befinden sich in Hinterglasmalerei das Wappen der Stifterfamilie Gewandschneider und die Jahreszahl 1586. Der getrennt gearbeitete Standring mit Maureskendekor und der punzierten Inschrift „RE: E. G. A: 1667“, der es ermöglichte, den Becher abzustellen, wurde später angelötet.

Die Stifter entstammten einer reichen Nürnberger Kaufmannsfamilie, die engli-



140 a

sche Tuche importierte und im Leinenwarenhandel tätig war. Mit ihrer Stiftung an die Schneider betonten die Brüder nicht nur ihre enge Verbindung mit dem Handwerk, sie wollten gleichzeitig sichergehen, dass ihrer zu allen Zeiten bei der Verwendung des Bechers als Stifter gedacht werde. Zusätzlich verleihen die eingravierten Namen des Ratsmitglieds, der geschworenen Meister und Vorsteher des Schneiderhandwerks dem Becher einen offiziellen Charakter, da dieser sicher nicht nur bei zeremoniellen Umtrinken verwendet, sondern auch als kommenstrunk gereicht wurde. Bei einer Kopie des Bechers, die 1876 in

der galvanoplastischen Abteilung des Nürnberger Gewerbemuseums angefertigt wurde, hält der Putto, im Gegensatz zum Original, noch beide Attribute des Schneiderhandwerks, Schere und Nadel, in seinen Händen. Zudem kann man diesen Becher aus dem Standring entfernen. BS

Lit.: Essenwein 1884 – Becher 1985. – Becher 1987. – Schürer 2007, S. 97. – Glaser 1992. – Diefenbacher 1999.